
Inhalt

| | |
|--|----|
| Vorwort | 7 |
| Kapitel 1 | |
| Rolfs Gemeindekarriere | 9 |
| Kapitel 2 | |
| Marions große Enttäuschung | 13 |
| Kapitel 3 | |
| Die „Verlorenen“ in der Bibel | 17 |
| Kapitel 4 | |
| Die Größe der Aufgabe | 21 |
| Kapitel 5 | |
| Warum viele Jugendliche die Gemeinde verlassen | 23 |
| Kapitel 6 | |
| Wie es zum Ausstieg aus der Gemeinde kommt | 35 |
| Kapitel 7 | |
| Warum einige zur Gemeinde zurückkehren | 47 |
| Kapitel 8 | |
| Die Gemeindeatmosphäre | 51 |
| Kapitel 9 | |
| Die theologische Grundströmung | 57 |
| Kapitel 10 | |
| Die Schuldfrage | 71 |
| Kapitel 11 | |
| Erste Schritte in der Arbeit mit „Ehemaligen“ und Randsiedlern | 75 |
| Kapitel 12 | |
| Mit wem versuchen wir eigentlich Kontakt aufzunehmen? | 81 |

| | |
|---|-----|
| Kapitel 13 | |
| Der Versuch der Kontaktaufnahme | 85 |
| Kapitel 14 | |
| Der erste Gottesdienstbesuch | 93 |
| Ein persönliches Schlusswort | 101 |
| | |
| Anhang I: Ein Musterbrief für das erste Anschreiben | 109 |
| Anhang II: Hilfreiche Gesprächstechniken | 113 |

Kapitel 6

Wie es zum Ausstieg aus der Gemeinde kommt

Niemand verlässt die Gemeinde, weil es ihm gut geht. John S. Savage, ein methodistischer Pastor in USA, hat darüber umfangreiche Forschungen angestellt und viele persönliche Erfahrungen gesammelt.¹ Sie ergaben, dass bei 95 Prozent der ehemals aktiven Gemeindeglieder (d. h. solche, die regelmäßig die Gottesdienste besuchen und die Gemeinde unterstützen) Ereignisse, die Besorgnisse oder Angstgefühle auslösten, der entscheidende Grund zum Verlassen der Gemeinde waren.

Dabei spielten selten einzelne Ereignisse eine Rolle, sondern mehrere, die innerhalb eines halben oder ganzen Jahres auftraten. Sie führten zu einer persönlichen Krise. Die Personen erwarteten in dieser Situation von ihrer Gemeinde Unterstützung oder Hilfe, zumindest aber Anteilnahme. Doch sie wurden enttäuscht. Deshalb verließen sie die Gemeinde. Ich komme gleich auf Einzelheiten zu sprechen.

Zunächst etwas Grundsätzliches über Angst. Sie ist das gefühlsmäßige Alarmsystem, das ausgelöst wird, wenn unser Gleichgewicht gestört wird, wenn wir körperlich oder seelisch verletzt werden oder Verletzungen befürchten müssen, wenn keine Veränderung eintritt. Quellen der Angst sind z. B. schwere Krankheiten, gestörte Beziehungen, Versagen und Schuld oder Minderwertigkeitsgefühle. Wir können dabei vier Kategorien von Angstgefühlen unterscheiden:

¹ Dieses Kapitel basiert auf seinem Artikel „Ministry to Missing Members“ in *Leadership, Volume 8, Nr. 2, 1987, S. 116–121.*

1. Realistische Besorgnisse oder Angstgefühle

Sie haben ihre Ursache in der Wirklichkeit und beruhen auf einem tatsächlichen Ereignis, etwas, das man mit einer Kamera hätte filmen können: ein Unfall, ein schreckliches Erlebnis, die Entdeckung einer schweren Krankheit, ein Konflikt in der Ehe, der Familie oder Gemeinde, die Kündigung des Arbeitsverhältnisses, eine Auseinandersetzung, Beleidigung oder Drohung. Wir alle haben erlebt, wie uns so etwas aus dem Gleichgewicht werfen kann. Dann brauchen wir jemanden, mit dem wir reden können und der Anteil nimmt.

2. Moralische Besorgnisse oder Angstgefühle

Sie kommen auf, wenn wir etwas tun, das gegen unser Gewissen verstößt, oder bei anderen ein solches Verhalten beobachten, z. B. Ehebruch, homosexuelle Beziehungen, Betrug oder offensichtliche Lügen. Nicht nur diejenigen, die das Fehlverhalten begehen, ziehen sich oft aus der Gemeinde zurück (insbesondere, wenn es bekannt geworden ist), sondern auch Gemeindeglieder, die davon wissen und erleben, dass es scheinbar von der Gemeinde geduldet wird. Dies ist ein wichtiger Grund, weshalb eine Gemeinde nicht so tun darf, als interessiere sie das offensichtliche Fehlverhalten ihrer Glieder nicht.

3. Neurotische Besorgnisse oder Angstgefühle

Sie werden allein durch Vorstellungen ausgelöst und sind daher oft eingebildet. Jemand äußert z. B.: „Ich gehe nicht mehr in die Gemeinde, weil mich der Prediger nicht leiden kann.“ Wenn man der Sache nachgeht, mag sich zeigen, dass das stimmt, aber wahrscheinlich ist es eine bloße Vermutung, ein neurotisches Angstgefühl, das nur im Kopf existiert und seine Ursachen in der eigenen Prägung oder Persönlichkeit hat. Dabei spielen oft Minderwertigkeitsgefühle eine Rolle.

Ein Gemeindeglied liegt im Krankenhaus und erwartet einen Besuch des Pastors. Der kommt aber nicht, weil er gar nicht weiß, dass derjenige im Hospital liegt – niemand hat es ihm gesagt. Nun ist sich der Patient gewiss, dass er dem Pastor gleichgültig ist. Er hat es

ja schon geahnt. – Hier handelt es sich um eine neurotische Angst, der schwer beizukommen ist.

4. Existentielle Besorgnisse oder Angstgefühle

Dies sind Gefühle, die entstehen, wenn jemand daran denkt, dass er eines Tages nicht mehr existiert oder dass sein Leben sinnlos ist. Sie mögen z. B. durch die Entdeckung einer Krebskrankheit oder den Tod eines Angehörigen ausgelöst werden. Im Gespräch hört man dann Aussagen wie: „Die Gemeinde (oder: der Gottesdienst) bedeutet mir nichts mehr.“ Dies hat aber möglicherweise nichts mit der Gemeinde oder dem Gottesdienst zu tun; in dieser Äußerung kommt vielleicht nur die existentielle Angst zum Vorschein.

Viele aktive Glieder, die die Gemeinde verlassen haben, erlebten zuvor eine Kette von solchen Angst auslösenden Ereignissen. Ein junger Mann verlor seine Arbeit und sein Einkommen. Seine Frau wurde durch die Situation depressiv und musste zwei Wochen ins Krankenhaus. In der Gemeinde beschwerte man sich, dass sie ihren Dienst als Leiter der Pfadfindergruppe nicht mehr angemessen versahen. Bei der nächsten Wahl wurden sie ersetzt. Aber niemand hatte Anteilnehmend mit ihnen über ihre Situation gesprochen. Darüber ärgerten sie sich (zu Recht) und kamen nicht mehr in die Gemeinde.

Als John Savage zusammen mit einem Gemeindeglied das Ehepaar einige Wochen später besuchte, grüßte die Frau kurz und las dann weiter in ihrer Zeitung. (Das nennen Psychologen Widerstand.) Nach fünf Minuten Gespräch mit dem Ehemann schlug seine Frau die Zeitung zu und warf sie zur Seite. Sie hatte ein rotes Gesicht mit zornigem Ausdruck.

Das erste Ereignis, das inaktive Gemeindeglieder erwähnen, ist gewöhnlich das letzte Glied der Kette. So war es auch hier. „Wir sind genauso gute Pfadfinderleiter wie jeder andere in der Gemeinde!“, erklärte die Frau in entsprechendem Tonfall. „Wenn wir dafür nicht gut genug sind, sind wir auch für nichts anderes gut genug!“

Man könnte nun leicht annehmen, dass dies der einzige oder wichtigste Anlass ist, dass sie die Gemeinde nicht mehr besuchen –

aber das stimmt nicht. Es waren die unverarbeiteten Angstgefühle der ganzen Kette von Besorgnis erregenden Ereignissen, die das letzte Glied unerträglich gemacht hatten. Wenn wir im Gespräch nicht den ursprünglichen Schmerz der ersten Glieder der Kette von Ereignissen entdecken und behandeln – selbst wenn sie schon zwanzig Jahre zurückliegen –, werden die betreffenden Personen wahrscheinlich der Gemeinde weiterhin fern bleiben.

Angstgefühle – egal welcher Art – haben stets irgendein Problem als Ursache. Die häufigsten sind familiäre Konflikte zwischen den Ehepartnern oder mit den Kindern. Sie spielten nach den Forschungen und Erfahrungen von J. Savage auch bei den „Ehemaligen“ am häufigsten eine Rolle.

Konflikte mit dem Prediger waren das zweithäufigste Problem. Die Hauptursache dabei ist das Ausweichen oder Aus-dem-Wege-Gehen. Wenn Pastoren es vermeiden, sich mit den Angstgefühlen ihrer Glieder zu beschäftigen (auch dann, wenn sie von den auslösenden Ereignissen erfahren haben), meiden diese einfach ihren Pastor und seine Gemeinde!

Konflikte zwischen Familien in der Gemeinde sind ein weiterer Ursachenbereich. Die Meiers vertragen sich nicht mit den Schulzes, sie gehen sich aus dem Weg und kommen daher nicht mehr in den Gottesdienst.

Schließlich führt auch Überarbeitung oder zumindest das Gefühl davon häufig zu Besorgnissen oder Ängsten. Das müssen wir gerade in unseren Gemeinden mit zum größten Teil ehrenamtlichen Diensten beachten. Mitarbeit in der Gemeinde hält viele Glieder in der Gemeinde, aber zu viel Arbeit, zu früh oder zu lange übertragene Verantwortung vermag Menschen aus der Gemeinde zu treiben, insbesondere wenn sie nicht mit Erfolg oder Anerkennung belohnt wird.

Meist lassen sich bei ehemaligen Gemeindegliedern oder Randsiedlern realistische, moralische, neurotische oder existentielle Besorgnisse bzw. Angstgefühle finden – manchmal mehrere gleichzeitig. Dies trifft sicherlich weniger auf jene zu, die in einem adventistischen Elternhaus groß geworden sind, aber nie in der Gemeinde

integriert waren, oder als Studenten bei Umzügen keinen Kontakt zur Gemeinde am neuen Ort fanden. Aber auch bei ihnen gilt es, die dahinter liegende Geschichte oder Verletzung aufzuspüren: Welche negativen Erfahrungen oder Enttäuschungen haben sie in der Gemeinde erlebt? Oder was hat ihnen gefehlt? Warum haben sie nicht wieder Anschluss an eine neue Gemeinde gesucht oder gefunden?

Bevor jemand jedoch tatsächlich die Gemeinde verlässt, ruft er vorher indirekt um Hilfe. Wenn wir lernen, darauf zu hören und angemessen zu reagieren, können wir gewöhnlich seinen Ausstieg verhindern, weil er das bekommt, wonach er „ruft“ (und was tatsächlich jeder braucht): Aufmerksamkeit und Anteilnahme.

Wir müssen jedoch wissen, dass die Hilferufe nicht ewig andauern. Einige rufen länger als andere, abhängig davon, wie eng sie mit der Gemeinde verbunden sind. Aber wenn die Hilferufe unbeantwortet bleiben, werden die Glieder die Gemeinde schließlich verlassen. Dann ist der Ärger oder die Verletzung viel größer und es ist viel schwieriger, sie zurück zu gewinnen.

Solche Hilferufe erfolgen in allen möglichen Formen und Intensitäten. Ein verbaler Hilferuf kann etwa lauten: „Ich weiß nicht, ob ich weiter in diese Gemeinde gehen will. Wenn ich etwas nicht austehen kann, sind das Heuchler!“ Das ist ziemlich deutlich. Aber Achtung: es geht nicht um die vermeintlichen Heuchler!

Oder etwas unterschwelliger sagt ein Mann: „In meinem Bekanntenkreis erzählen fast alle von ihrer Beförderung.“ Droht ihm vielleicht seine Entlassung?

Eine bewährte Mitarbeiterin in der Gemeinde lässt die Bemerkung fallen: „Ich glaube, das sollte mal jemand anderes machen.“ Sie macht es gerne, aber fühlt sich möglicherweise überlastet oder zu wenig anerkannt. Oder sie drücken ganz andere Sorgen!

Derartige Hilferufe sind viel häufiger, als wir annehmen. John Savage bat einmal eine Gruppe von 33 Diakonen im Gottesdienst einer größeren Gemeinde, bewusst darauf zu achten. Die geringste Anzahl waren zwei Hilferufe, die einer von ihnen hörte. Savage selbst hörte zwölf! In allen Gemeinden gibt es an jedem Sabbat etliche Glieder, die versteckte verbale Hilferufe aussenden.

Manch einer zeigt vielleicht auch nur durch seinen traurigen oder bedrückten Gesichtsausdruck an, dass er Hilfe braucht. Es ist wichtig, das zu bemerken, zu versuchen, die Geschichte dahinter zu erfahren, Anteil zu nehmen und zu helfen, wenn das möglich ist. Das ist die beste Art der Reaktion.

Nach den Erfahrungen von John Savage wirkt überraschenderweise selbst eine Reaktion auf die bloßen Symptome oder den geäußerten Ärger (statt auf die dahinter liegenden Angstgefühle) positiv und verhindert in 80 Prozent der Fälle den drohenden Ausstieg aus der Gemeinde. Sogar eine eigentlich nicht angebrachte Ermahnung mit der „Glaubenskeule“ kann das manchmal erreichen: „Was ist mit dir los? Verlierst du jetzt deinen Glauben oder was?“ Selbst zögerliche oder ungeschickte Schritte, die Beachtung und Anteilnahme ausdrücken, können helfen. Das ermutigt uns, nicht untätig zu bleiben.

Am schlimmsten ist es, wenn der Hilfeschrei überhört, ignoriert oder bagatellisiert wird, weil man ihm keine Bedeutung beimisst. Dann steigt in dem Betroffenen Ärger auf und er oder sie denkt sich: „Was muss ich eigentlich noch alles tun, damit mich hier jemand hört und ernst nimmt? Begreift ihr nicht, dass ich dabei bin, die Gemeinde zu verlassen?“

Daraufhin werden Hilferufe durch das Verhalten ausgedrückt. Die Person besucht die Gottesdienste nicht mehr regelmäßig oder gar nicht mehr, verlässt einen Ausschuss oder Arbeitskreis, in dem sie mitgearbeitet hat, oder kommt nicht mehr in den Hauskreis, dem sie angehört. Jetzt kommt alles darauf an, dass dieses Signal wahrgenommen und darauf mit einem Besuch oder Gespräch reagiert wird. Dafür hat die Gemeinde nach aller Erfahrung nur etwa sechs Wochen Zeit, um den Ausstieg zu verhindern!

Der von Savage aufgezeigte Aussteigerprozess ist zum Glück kein unausweichlicher „Schicksalsweg“. Wir können dem Ausstieg wirkungsvoll entgegensteuern, wenn wir das rechtzeitig tun. Es kommt in jeder Gemeinde entscheidend darauf an, dass die Abwesenheit eines Gemeindegliedes ohne bekannten Grund (wie eine Urlaubsreise) wahrgenommen und darauf reagiert wird. Am besten ist, wenn es nicht dem Zufall überlassen bleibt, ob das Fehlen eines

Gliedes registriert wird. Kleine Gemeinden kommen dabei ohne ein organisiertes System aus, größere Gemeinden sicher nicht.

Sabbatschulgruppenleiter, Haus- oder Diakoniekreisleiter, Diakone oder bei kleinen Gemeinden der Diakonie- oder Gemeindeleiter sollten Anwesenheitslisten führen und denen sofort nachgehen (oder es veranlassen), die zweimal oder dreimal ohne ersichtlichen Grund nicht zum Gottesdienst gekommen sind.

Der Hirte im Gleichnis Jesu in Lukas 15 hat den Verlust des einen Schafes aus seiner Herde wahrscheinlich nicht sofort festgestellt. Aber er hatte ein zuverlässiges System, durch das ihm der Verlust nicht entging: Er hat abends seine Schafe gezählt, als er sie für die Nacht zusammen oder in die Hürde führte. Er hat die Anwesenheit kontrolliert und so festgestellt, dass ein Schaf fehlte! Daraufhin hat er sofort etwas unternommen. Je länger er gewartet hätte, um so geringer wären seine Erfolgsaussichten gewesen.

Der erste und einfachste Schritt ist ein Telefonanruf. Indem wir ernsthaft interessiert nach dem Ergehen fragen (nicht nach dem Grund für das Fernbleiben!) und dabei durchaus erwähnen, dass wir die Person im Gottesdienst vermisst haben, ergibt sich meist ein Gespräch. Von dessen Verlauf machen wir das weitere Vorgehen abhängig.

Im günstigsten Fall stellt sich ein plausibler Grund für die Abwesenheit heraus, z. B.: die Person war zu einer Familienfeier weggefahren, hat einen Kurzurlaub gemacht, eine Nachbargemeinde oder Wochenendveranstaltung besucht oder ist krank gewesen. Bei letzterem Grund ist jedoch darauf zu achten, ob er glaubhaft klingt oder eher vorgeschoben.

Bei allen merkwürdig klingenden Äußerungen oder bedrücktem Tonfall kann man seinen Eindruck formulieren und nachfragen: „Das klingt so, als ob dich etwas bedrückt oder du etwas Schlimmes erlebt hast. Ist das so?“ Wenn der Angerufene das nicht deutlich und überzeugend verneint, sondern herumdruckst oder zögerlich etwas nennt, sollten wir anbieten, ihn zu besuchen. Wir zeigen damit, dass wir sein Problem ernst nehmen und nicht meinen, mit einem Anruf sei das schon erledigt.

Wenn wir durch einen Anruf zu keinem beruhigenden Ergebnis oder zur Verabredung eines weiteren Gespräches kommen (oder zu dem nötigen Besuch selbst nicht in der Lage sind), sollten wir eine andere Person, die dem Angerufenen nahe steht, die Diakonieleiterin bzw. den Diakonieleiter oder den Prediger einschalten. Wir berichten von unserem Gespräch oder Eindruck und bitten sie dringend, das abwesende Gemeindeglied zu besuchen.

Sollte sich auf mehrmaligen Anruf hin niemand melden, dürfen wir die Sache keineswegs auf sich beruhen lassen. Als häufige Ursache hat sich ein Krankenhausaufenthalt herausgestellt. Durch eine Nachfrage bei der Information des örtlichen Hospitals lässt sich das oft schnell herausfinden (wenn es sich nicht um eine Großstadt mit vielen Krankenhäusern handelt). Dann ist ein Besuch in jedem Fall geboten. Das Gemeindeglied wartet meist schon darauf. Oft nimmt es an, dass die Gemeinde schon irgendwie davon erfährt, ohne dass es jemanden gebeten hat, Bescheid zu sagen. Auch der Prediger sollte schnell benachrichtigt werden. Er ist kein Hellseher. Und ein Krankenhausaufenthalt ist in jedem Fall eine Krise, in der er seelsorgerisch aktiv werden sollte.

Beim Besuch von Gemeindegliedern, die durch ihre Abwesenheit vom Gottesdienst einen indirekten Hilferuf ausgesandt haben, erleben wir eines von zwei Grundmustern des Gespräches. Das hängt von dem Persönlichkeitstyp ab. John Savage gab ihnen die Spitznamen „Stinktiere“ und „Tauben“.

Die einen sind extrovertierte Menschen. Sie müssen unbedingt mit jemanden über ihre Probleme reden und den Eindruck haben, dass sie gehört und verstanden werden. Geschieht das nicht, setzt bei ihnen Hilflosigkeit und Aggression ein. Sie beginnen, anderen die Schuld zu geben, vor allem der Gemeinde oder dem Prediger. Sie spritzen Botschaften mit stinkendem Inhalt und dem Tenor: „Ihr seid schlecht!“ oder „Ihr seid Schuld!“. Dies wird leider oft nicht als Hilferuf verstanden, sondern als eine negative Haltung (was es manchmal auch ist).

Solch eine Haltung wird in der Gemeinde aber allgemein abgelehnt und deshalb werden solche Personen bald an den Rand ge-

drängt und aussortiert, anstatt dass man sich um die eigentlichen Ursachen dafür kümmert.

Wenn diese Gemeindeglieder aufhören, die Gottesdienste zu besuchen, warten sie sechs bis acht Wochen auf eine Reaktion der Gemeinde. Wenn in dieser Zeitspanne ein Besuch erfolgt, bei dem das Problem zur Sprache kommt, kehren sie in der Hälfte der Fälle bereits nach einem Gespräch wieder zurück! Das zeigen die Erfahrungen und Untersuchungen von John Savage.

Daraus ergibt sich eine wichtige Einsicht, die ich besonders betonen möchte: Wenn wir in den Gemeinden Diakone oder Diakoniekreisleiter und -leiterinnen für diesen Besuchsdienst ausbilden und ein geeignetes System installieren, durch das die Abwesenheit von Gemeindegliedern in jedem Einzelfall bemerkt wird und darauf mit einem Anruf und Besuch reagiert wird, können wir uns bald die viel größere Mühe sparen, später „Ehemaligen“ mit viel geringeren Aussichten auf Erfolg nachzugehen. Denn wenn kein baldiger Besuch erfolgt, versiegeln die enttäuschten Gemeindeglieder den Schmerz und die Angstgefühle, die die ursprünglichen Ereignisse ausgelöst haben. Sie ziehen sich zurück, sind anscheinend apathisch und steigen endgültig aus der Gemeinde aus.

Aber der Schmerz der angstausslösenden Ereignisse bleibt im Unbewußten bestehen und wirkt als Blockade für die Rückkehr in die Gemeinde. Bevor diese Person zurückkehrt, müssen wir die Ursache für diesen Schmerz behandeln, sonst werden wir alle möglichen Ausflüchte hören, weshalb sie nicht wieder in die Gemeinde kommen.

Nachdem sie ihren Schmerz versiegelt haben, investieren diese Leute ihre Zeit, Energie und ihr Geld in andere Beschäftigungen. Die eine Hälfte widmet sich der Familie. Man kauft z. B. ein Zelt, einen Wohnwagen oder ein Wohnmobil und fährt über die Wochenenden weg. Wenn man diese „Ehemaligen“ später besucht, hört man Aussagen wie: „Jetzt sind wir Gott genauso nahe, als wir damals im Gottesdienst mit dem Haufen Heuchler waren.“ Würden wir dann mit der Absicht kommen, sie „retten“ zu wollen, tappen wir in eine Falle, denn sie sehen sich oft als die besseren Christen an (und sind es oft auch).

Die andere Hälfte bringt sich in Organisationen ein: in Pfadfinder- oder Jugendbünden, in sozialen oder wohltätigen Organisationen, aber selten in andere Gemeinden. Wenn man sie später besucht, werden sie oft darauf hinweisen, dass sie jetzt wirklich etwas Gutes tun und Menschen helfen – im Gegensatz zur Gemeinde.

In Gesprächen mit ihnen müssen wir damit rechnen, wie von einem Stinktief bespritzt zu werden. Wichtig ist dann, darauf nicht abwehrend, rechtfertigend oder entschuldigend zu reagieren. Uns muss immer bewusst bleiben, dass es dabei nicht um das eigentliche Problem geht. Unser erstes Ziel ist, die Geschichte zu erfahren, die zu den Hilferufen geführt hat, die ganze Kette der angstausslösenden Ereignisse kennen zu lernen – nicht nur das letzte Glied, das das Fass zum Überlaufen gebracht hat.

Die zweite Gruppe (die sog. „Tauben“) sind mehr introvertiert. Wenn auf ihre Hilferufe nicht reagiert wird, erleben sie Hoffnungslosigkeit und Frustration. Sie geben sich selbst die Schuld an allem. „Ich bin zu schlecht“ oder: „Ich schaffe es nicht“ ist der Tenor ihrer Äußerungen. Solch eine Haltung wird in der Gemeinde gefördert, weil sie demütiger aussieht! Daher werden auch derartige Hilferufe oft überhört.

Wie bei der anderen Gruppe ziehen sich auch diese Personen sechs bis acht Wochen nach dem Aufhören des Gottesdienstbesuches vollständig zurück und versiegeln den Schmerz. Sie sind nicht mehr in der Lage, sich innerlich zu motivieren. Sie investieren sich daher fast ausschließlich in die eigene Familie.

Dieser von John Savage erforschte „Aussteigerprozess“ hilft uns sehr zu verstehen, worauf es in Gesprächen mit ehemaligen Gemeindegliedern ankommt. Und dasselbe gilt auch für die Gespräche mit denen, die Hilferufe geben und in der Gefahr stehen, zu Aussteigern zu werden, wenn darauf nicht reagiert wird.

Zuerst gilt es, die Angst auslösenden Besorgnisse oder Ereignisse herauszufinden und anzuhören, die zu den Hilferufen oder dem Ausstieg geführt haben. Als zweites geht es darum, den Schmerz zu erkennen, den diese Ereignisse verursacht haben, ihn nachzufühlen und echte Anteilnahme zu zeigen. Dies geschieht oft besser durch

Gesten (betroffen schweigen, mitweinen, den anderen in den Armen nehmen) als durch Worte.

Bei „Ehemaligen“ muss auch der Ärger über die fehlende Anteilnahme der Gemeinde oder ihre falsche Reaktion auf die Hilferufe zur Sprache kommen und „besänftigt“ werden. Dies geschieht nicht durch irgendwelche Rechtfertigungen oder gar Vorhaltungen, das Gemeindeglied habe unrealistische Erwartungen gehabt oder niemanden um Hilfe gebeten. Hier hilft nur das offene Eingeständnis, dass die Gemeinde, ihre Glieder oder ihr Prediger versagt haben, und um Vergebung zu bitten. Es muss eine Versöhnung erfolgen. Nur dadurch wird der Eiter aus der Wunde entfernt, so dass sie heilen kann und der Schmerz vergeht. Erst dann ist der Weg frei zu einer möglichen Rückkehr in die Gemeinde.

Welche Gesprächstechniken uns bei derartigen Gesprächen helfen, erläutert Werner E. Lange im Anhang II auf Seite 113.